

Teresa Koloma Beck

## Alltag im Reallabor<sup>1</sup>

### Pandemie und Bürgerkrieg als existentielle gesellschaftliche Krisen

Die rasante Ausbreitung des Coronavirus SARS-CoV-2 stellt ein disruptives Ereignis von globaler Tragweite dar. Rasch steigende Infektionszahlen und die Maßnahmen zu deren Eindämmung führten zu einer Unterbrechung von Routinen und vertrauten Abläufen in allen gesellschaftlichen Bereichen. In dieser zunächst unübersichtlichen emergenten Situation wurde das Paradigma des Ausnahmezustands zum dominanten Deutungsmuster: Am 30. Januar 2020 erklärte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die Ausbreitung des Virus zum »public health emergency of international concern«. In einer Reihe von Ländern – darunter elf EU-Mitgliedstaaten<sup>2</sup> – wurde offiziell der Ausnahmezustand erklärt. Und auch wo dies nicht der Fall war, wurden – zumindest für einige Zeit – außerordentliche Entscheidungen und Verfahren zu einem dominanten Modus des Regierens.<sup>3</sup> Über Wochen hinweg war der krisenhafte Ausnahmecharakter der Situation ein zentrales Thema der Medienberichterstattung.<sup>4</sup>

Die Rhetorik des Ausnahmezustands unterstreicht die Dramatik der Situation, indem sie Erfahrungen des Ausgesetztseins hervorhebt und Menschen in einer solchen Krise primär als Duldende und (Er-)Leidende imaginiert. Doch wohnt ihr auch ein Moment der Beruhigung inne. Denn sie suggeriert, man habe es mit einer zwar einschneidenden, aber zeitlich begrenzten Störung zu tun. Vorgestellt als bloße Unterbrechung der Normalität, birgt die Rede vom Ausnahmezustand das Versprechen, es könne weitergehen wie zuvor, wenn das Schlimme überstanden, die Störung erst einmal überwunden ist. Diese Rhetorik unterschlägt, dass Krisen, insbesondere wenn sie über längere Zeit andauern, stets Momente hoher gesellschaftlicher Aktivität sind. Denn überall müssen Anstrengungen unternommen werden, (überlebens)notwendige Prozesse und Tätigkeiten aufrechtzuerhalten. Das gilt für öffentliche Institutionen und den politischen Betrieb ebenso wie für Unternehmen und Haushalte, nachbarschaftliche, familiäre und persönliche Routinen. Bei näherer Betrachtung ist das, was als Ausnahmezustand erscheinen mag, also keineswegs ein *Zustand*, sondern ein *Prozess*, in dem sich soziale und gesellschaftliche Abläufe angesichts veränderter Bedingungen neu organisieren.

- 1 Ich danke Thomas Hoebel sowie zwei anonymen Gutacher\*innen für produktive Kommentare zu früheren Fassungen dieses Textes.
- 2 Es handelte sich um Bulgarien, Finnland, Litauen, Luxemburg, Portugal, die Republik Tschechien, Rumänien, die Slowakei, Spanien, Ungarn und Zypern.
- 3 Für eine Diskussion der Situation in Europa siehe beispielsweise Meyer-Resende 2020.
- 4 Siehe beispielsweise Wolfer et al. 2020.

Vor diesem Hintergrund widmet sich dieser Beitrag der Alltagsdynamik der Pandemie. Im Zentrum steht die Frage nach dem Verhältnis von Normalität und Ausnahmezustand im alltäglichen Umgang mit einer potenziell tödlichen Infektionskrankheit. Dabei gilt das Interesse jedoch nicht allein empirischen Beobachtungen. Denn es stellt sich gleichzeitig die Frage, inwiefern sozialwissenschaftliche Forschung zum gegenwärtigen Zeitpunkt solche Probleme überhaupt seriös diskutieren kann. Auf welcher Datengrundlage sollte man sich nur wenige Monate nach Beginn der Pandemie in Europa dazu äußern können? Laufende empirische Studien können derzeit bestenfalls Momentaufnahmen liefern. Zudem sind auch die Forschenden selbst dem Pandemiegeschehen ausgesetzt. Die Wissenschaft arbeitet also im Krisenmodus und ist deshalb noch mehr als sonst verpflichtet, sich selbst wie auch das Publikum über ihre Bedingungen, Möglichkeiten und Grenzen aufzuklären.

So verbindet die folgende Analyse die empirische Frage nach der Alltagsdynamik der Pandemie mit der methodologischen Frage nach den Möglichkeiten, in einer Krisensituation sozialwissenschaftliches Wissen über diese Krise zu produzieren. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht allein der Generierung von Daten, sondern auch der Arbeit an Gegenstands- und Problemzuschnitten Bedeutung zukommt. Im Anschluss an Diane Vaughans Überlegungen zum *Analogical Theorizing* können hierbei strukturelle Analogien zu bereits gut erforschten Phänomenen analytisch fruchtbar gemacht werden. Aufbauend darauf zeigt der Beitrag, wie mikrosoziologische Forschung zum Leben im Bürgerkrieg zum Verständnis der Alltagsdynamik der Pandemie beitragen kann. Die vergleichende Diskussion von Krieg und Pandemie erlaubt die Konturierung eines übergreifenden Phänomenkomplexes, der sich auf den Begriff der *existentiellen gesellschaftlichen Krise* engführen lässt.

Der Beitrag beginnt mit einer kurzen Diskussion der methodologischen Problematik (1). Danach werden methodisch-theoretische Grundüberlegungen zur Rekonstruktion von Alltäglichkeit skizziert, die auf pragmatistische und phänomenologische Ansätze zurückgreifen (2). Anhand von drei ausgewählten Themenfeldern werden dann die empirischen Analogien zwischen Pandemie und Krieg ausgelotet (3-5). Die abschließenden Überlegungen sind der Frage gewidmet, welche allgemeinen Schlüsse sich aus dieser Analyse ziehen lassen (6).

## 1. Sozialwissenschaftliche Reflexion im Krisenmodus

Drei Monate nach Beginn der COVID-19-Pandemie in Europa wird deutlich, dass diese Situation die Sozialwissenschaften vor eine besondere Herausforderung stellt: Einerseits führt die durch Krisenerfahrungen erzeugte Verunsicherung zu einem sprunghaften Anstieg der gesellschaftlichen Nachfrage nach sozialwissenschaftlichem Wissen, wobei häufig nicht nur die Einordnung und Deutung aktueller Entwicklungen erwartet werden, sondern auch konkrete Handlungsempfehlungen. Andererseits jedoch sind Sozialwissenschaften empirische Wissenschaften; sie gewinnen ihre Erkenntnisse in methodologisch entschleunigten Analyseprozessen.

sen, die nicht zuletzt darauf zielen, Distanz zum Forschungsgegenstand herzustellen. Die Dringlichkeit öffentlicher Nachfrage nach Situationsanalysen und Gegenwartsdeutung steht also in einem Spannungsverhältnis zu zentralen Merkmalen von Prozessen sozialwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion. Wie auskunftsfähig sind die Sozialwissenschaften unter solchen Bedingungen?

Ausgangspunkt der folgenden Diskussion ist die Überlegung, dass zu den zentralen Leistungen der Sozialwissenschaften nicht nur die Generierung und Analyse von Daten zählen, sondern ebenso die Auseinandersetzung mit der Frage, was überhaupt der Fall ist und in welchen begrifflich-theoretischen Horizont empirische Beobachtungen eingeordnet werden können. Die Relevanz solcher Fragen wurde zu Beginn der Pandemie auch in öffentlichen Debatten deutlich: War die durch den rasanten Anstieg von COVID-19-Infektionen ausgelöste Situation eine Krise der öffentlichen Gesundheitsversorgung? Eine ökonomische Krise? Oder gar ein Krieg? Sind die zur Pandemiebekämpfung notwendigen Maßnahmen mit *Social Distancing* treffend umschrieben? Oder sollte man besser von *Physical Distancing* sprechen? Und bedeutet erfolgreiche Problembewältigung, zu einer vertrauten Normalität zurückzukehren? Oder sich in einer neuen Normalität einzurichten?

In diesen und ähnlichen Diskussionen wird die Frage nach dem *Framing* oder, radikaler formuliert, nach dem Zuschnitt des Gegenstands verhandelt. Verschiedene soziologische Forschungstraditionen<sup>5</sup> haben herausgearbeitet, dass Gegenstandszuschnitte und Rahmungen nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch hochrelevant sind. Denn indem sie das Geschehen in spezifische Problemhorizonte einordnen, organisieren sie Aufmerksamkeit, weisen Verantwortung zu und konditionieren das Repertoire möglicher Handlungen. So ruft beispielsweise eine »Krise der Gesundheitsversorgung« andere Institutionen, Akteure und Kompetenzen auf den Plan als ein »Krieg«. Gerade in Situationen der Unsicherheit erscheint deshalb die kritische Auseinandersetzung mit und aktive Arbeit an Gegenstands- und Problemzuschnitten nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch und gesellschaftlich geboten.

Eine solche Beschäftigung mit geeigneten Rahmungen speist sich nicht allein aus der Beobachtung der Gegenwart, sondern kann auf das weite Reservoir sozialwissenschaftlicher Erkenntnis zurückgreifen. Beobachtungen werden theoretisch und/oder empirisch (re)kontextualisiert, um unerwartete Prozesse in ihrem Vollzug begrifflich zu fassen. Eine in der gegebenen Situation besonders fruchtbar erscheinende Möglichkeit der Systematisierung dieses Vorgehens hat Diane Vaughan unter dem Stichwort *Analogical Theorizing* diskutiert.<sup>6</sup> Damit bezeichnet die

5 Neben der klassischen »frame analysis« im Anschluss an Erving Goffman, die in der Protest- und Konfliktforschung eine anhaltend wichtige Rolle spielt (Goffman 1974; Snow, Benford 1988; Spector, Kitsuse 2001), wurde dieser Aspekt jüngst vor allem in den soziologischen Science and Technology Studies (STS) diskutiert (zum Beispiel Law, Urry 2004; Latour 2002). Auch in der qualitativen Sozialforschung werden die Relevanz und Mechanismen von Gegenstands- oder Fallzuschnitten seit einigen Jahren intensiv diskutiert (Bergmann et al. 2014; Ragin, Becker 1992; Wagenknecht, Pflüger 2018).

6 Vgl. Vaughan 2004; Vaughan 2014.

Soziologin die Analyse strukturähnlicher Konstellationen in unterschiedlichen sozialen Settings mit dem Ziel, allgemeine begrifflich-theoretische Einsichten zu gewinnen. Angeregt wird dieser analogische Fallvergleich durch Ähnlichkeiten zwischen auf den ersten Blick unähnlichen Phänomenen, die nicht selten auf eher zufällige Beobachtungen zurückgehen.<sup>7</sup> Das analytische Ausloten solcher Analogien ist sowohl empirisch als auch begrifflich aufschlussreich, weil es gleichermaßen nach Differenzierung und Generalisierung verlangt.

Die folgende Diskussion des Verhältnisses von Normalität und Ausnahmezustand in der COVID-19-Pandemie versteht sich als eine solche durch die Beobachtung von Struktur analogien in einem ganz anderen empirischen Kontext angelegte Arbeit an Gegenstands- und Problemzuschnitten. Den Vergleichshorizont bildet dabei die (Re-)Organisation des Alltags im Krieg. In der Forschung zu bewaffneten Konflikten der Gegenwart gilt diesem Thema seit den späten 1990er Jahren verstärkte Aufmerksamkeit,<sup>8</sup> und es stellt auch einen Schwerpunkt meiner eigenen Arbeit dar.<sup>9</sup>

Vor diesem Hintergrund werde ich im Folgenden die Potenziale einer Gegenüberstellung von Kriegs- und Pandemiesituation ausloten. Anders als in vielen öffentlichen Debatten, die Kriegsmetaphern zur Beschreibung der aktuellen Lage mobilisiert haben, geht es hierbei jedoch nicht um eine rhetorische Operation, sondern um die Entwicklung eines empirischen Forschungsprogramms, das Forschung in der Krise über die Krise anzuleiten und zu strukturieren vermag.

## 2. Krise als Alltag – Alltag der Krise

Forschungen über den Alltag im Krieg sind für die Analyse gesellschaftlichen Lebens unter den Bedingungen der COVID-19-Pandemie vor allem deshalb interessant, weil sie für das komplexe Verhältnis von Normalität und Ausnahmezustand sensibilisieren. Die Rhetorik des Ausnahmezustands suggeriert den Zusammenbruch des Alltags, manchmal sogar den Zusammenbruch sozialer Ordnung überhaupt; mikroperspektivische Studien zum Kriegsgeschehen zeigen jedoch, dass auch solche durch destruktive Dynamiken gekennzeichnete Krisensituationen Ordnung nicht einfach zerstören, sondern vor allem verändern. Wo als disruptiv erlebte soziale Bedingungen länger andauern, setzen bereits nach relativ kurzer Zeit Anpassungsdynamiken ein. Denn sowohl psychologisch wie praktisch ist es dem Menschen unmöglich, in einer anhaltenden Erfahrung des Ausnahmezustands zu funktionieren.<sup>10</sup> Besonders eindrücklich zeigt sich dies beispielsweise in alltags- oder mikrosoziologischen Studien zu Konzentrations- und Vernichtungslagern.<sup>11</sup> Während Letztere gemeinhin als Orte gelten, in denen soziales Leben gar

7 Hierzu auch Becker 2014, Kapitel 3.

8 Zum Beispiel Sylvester 2011; Maček 2007; Nordstrom 1997; Lubkemann 2008.

9 Koloma Beck 2012; Koloma Beck 2016; Koloma Beck 2017.

10 Vgl. Schauer et al. 2011, S. 7-10.

11 Zum Beispiel Suderland 2009.

nicht mehr stattfindet, zeigen diese Arbeiten, dass auch dort Alltäglichkeit ein relevanter Referenzpunkt von Organisationsprozessen bleibt.<sup>12</sup>

Doch wie ist diese Reproduktion von Alltäglichkeit angesichts disruptiver und existentiell bedrohlicher Ereignisse oder Entwicklungen möglich?

Um diese Frage zu beantworten, muss zunächst geklärt werden, was mit Alltäglichkeit überhaupt gemeint ist. In den Sozialwissenschaften wird der Begriff häufig intuitiv verwendet, um auf die Mikroebene oder auch auf lokale Zusammenhänge zu verweisen. Im Kontext der hier diskutierten Fragestellung ist es jedoch geboten, ein differenzierteres Verständnis anzulegen. Im Rückgriff auf phänomenologische und pragmatistische Theoriefiguren<sup>13</sup> lässt sich »Alltäglichkeit« als ein spezifischer Modus der Erfahrung beschreiben, der durch prä-reflexiv funktionierende Schemata des Wahrnehmens, Denkens und Handelns ermöglicht wird. In dieser Perspektive bezeichnen »alltäglich« oder »normal« keine Eigenschaft der Dinge selbst, sondern eine bestimmte Art und Weise, diese wahrzunehmen und zu erfahren. Es geht um Vollzüge, die so selbstverständlich und bruchlos verlaufen, dass sich kein Anlass zum Innehalten oder zur Reflexion bietet. Diese Perspektive impliziert auch, dass Alltäglichkeit kontingent ist. Sie wird in sozialen Prozessen hergestellt und ist Gegenstand von Veränderung.

Grundlage jener prä-reflexiven Handlungsweisen, die Alltagserfahrungen ermöglichen, sind leibliche Gewohnheitsstrukturen – in der Terminologie des Pragmatismus: *Habits*. Diese entlasten das Tun von Koordinations- oder Entscheidungserfordernissen und ermöglichen so die für den Alltag typische Erfahrung selbstverständlichen, routinisierten Handelns. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die *Habits* Reiz-Reaktions-Mechanismen im behavioristischen Sinne wären.<sup>14</sup> Habitualisierte Formen des Handelns sind auf je spezifische situative Kontexte eingestellt. Somit sind sie an Interpretationsleistungen gebunden, die eine gegebene Situation im Horizont von Erwartungen und vorangegangenen Erfahrungen deuten. In habitualisierten Handlungsweisen kommt ein inkorporiertes Wissen des Subjekts über seine Umwelt zum Ausdruck, das es ermöglicht, praktische Handlungsprobleme ohne reflektierendes Innehalten zu lösen.<sup>15</sup>

Für die hier vorliegende Fragestellung von besonderer Relevanz ist die Beobachtung der Pragmatisten, dass die Stabilität der Gewohnheitsstrukturen des Alltags

12 Für eine pointierte Diskussion der Normalität im KZ-Alltag siehe beispielsweise Améry 1977; Levi 1986; Agamben 2003.

13 Hier ist nicht der Ort, um auf die lebhaften Diskussionen zum Verhältnis von Pragmatismus und Phänomenologie näher einzugehen. Gemeinsam sind beiden die kritische Auseinandersetzung mit der Körper-Geist-Dichotomie und der Versuch, diese durch eine konzeptuell zentrale Stellung des Begriffs der *Erfahrung* zu überwinden. Für beide Traditionen stellen die Arbeiten von Henri Bergson einen wichtigen ersten Bezugspunkt dar. Allerdings wird insbesondere von Pragmatist\*innen Dewey'scher Prägung Bergsons vitalistischer Ansatz kritisiert, der den Begriff des Handelns letztlich hinter den des Lebens zurücktreten lässt (Dewey 1912). Für eine jüngere Diskussion zum Verhältnis beider Traditionen aus Sicht der Soziologie siehe Renn et al. 2012.

14 Dewey 1896.

15 Merleau-Ponty 1976, S. 176-182.

sich nicht ihrer Robustheit, sondern ihrer Flexibilität verdankt. Die *Habits* sind imstande, sich an veränderte Umweltbedingungen anzupassen. Dabei folgt diese Anpassung einer spezifischen Logik, die sich als konservative Transformation beschreiben lässt.<sup>16</sup> Das Alltagsbewusstsein ist träge. Es deutet neue Situationen bevorzugt im Lichte des schon Bekannten, sodass auch auf veränderte Umweltbedingungen – gegebenenfalls nach einem kurzen Moment der Irritation – auf Basis vertrauter, gewohnheitsmäßiger Handlungsmuster geantwortet werden kann. Nicht Innovation, sondern Variation ist das leitende Prinzip der Transformation von Alltagsstrukturen. Auf diese Weise wird Anpassung möglich und gleichzeitig Kontinuität produziert.

Interessiert man sich in dieser Perspektive für das Verhältnis von Normalität und Ausnahmezustand in Krisensituationen, gilt es zu fragen, welche Effekte disruptive Ereignisse auf Gewohnheitsstrukturen haben. Die Forschung zum Krieg zeigt, dass dabei die Vermeidung der lebensbedrohlichen Gefahr der Gewalt und die aktive Herstellung von Sicherheit zu Fluchtpunkten einer Neustrukturierung des Alltags werden. Wie der Alltag des Krieges konkret aussieht, lässt sich immer nur mit Blick auf konkrete Kontexte feststellen, denn entscheidend dafür ist, was zuvor als alltäglich galt.

Angesichts dessen scheint es analytisch sinnvoll, die an existentiell bedrohliche disruptive Ereignisse anschließenden sozialen und gesellschaftlichen Dynamiken wie etwa in der aktuellen Pandemie nicht in Zustandsbegriffen zu rekonstruieren, sondern als einen Prozess. Wohin dieser führt, ist im Augenblick noch nicht absehbar. Doch lassen sich auf Grundlage des eben vorgestellten Problemzuschnitts und vor dem Hintergrund von Erkenntnissen aus der Forschung zum Krieg einige Spezifika herausarbeiten, die dazu beitragen können, gegenwärtige politische und gesellschaftliche Herausforderungen besser zu verstehen. Dies soll im Folgenden anhand von drei ausgewählten Themenfeldern verdeutlicht werden.

### 3. Funktionen und Folgen der Reorganisation des Alltags

Eine erste wichtige Einsicht, die sich aus pragmatistisch und phänomenologisch inspirierten Studien gewinnen lässt, lautet, dass die anpassende Reproduktion von Alltäglichkeit auch im Angesicht disruptiver Ereignisse und existentieller Bedrohung zu erwarten ist.<sup>17</sup> Alltag wirkt sozial und gesellschaftlich stabilisierend, weil er die Fortsetzung (überlebens)notwendiger Tätigkeiten ermöglicht, nicht nur in privaten Haushalten, sondern auch in Unternehmen, Behörden und anderen Organisationen. Darüber hinaus stabilisiert die Anpassung des Alltags Subjektstrukturen. Gewohnheitsmäßiges Handeln erzeugt Erfahrungen von Kompetenz und Selbstwirksamkeit, von Kontinuität und Identität. Im Angesicht disruptiver Ereignisse wirken Momente der Alltäglichkeit dem Gefühl des Ausgeliefert-Seins entgegen und vermitteln Erfahrungen der Kontrolle über das eigene Leben.

16 James 1975 [1907], S. 81-94.

17 Zum Beispiel Das 2006; Koloma Beck 2012.

Gerade in gesellschaftlichen Krisensituationen ist diese individuell wie sozial stabilisierende Wirkung des Alltags von größter Bedeutung. Denn die Anpassungsfähigkeit alltäglicher Handlungsschemata läuft der Anpassungsfähigkeit der Institutionen voraus und kann den Schock struktureller Erschütterungen auf der Mikroebene abfedern. In der aktuellen Situation ließ sich dies besonders gut zu Beginn des Pandemiegeschehens beobachten. In dieser ersten Phase radikaler Desorientierung und Unsicherheit versuchten Akteure, als notwendig und essentiell erachtete Gewohnheiten so gut wie möglich fortzuführen – auch wenn die Bedingungen schwierig und die Ergebnisse häufig unbefriedigend waren.

Aus der Forschung zum Alltag im Krieg ist dies ein vertrautes Bild.<sup>18</sup> Während die Semantik des Ausnahmezustands Ikonographien des Ausgeliefert-Seins und der Opferschaft evoziert, zeigen empirische Studien Akteure, die gelernt haben, mit dem Krieg zu leben, und deren Alltagsaktivitäten sich nicht grundsätzlich von denen in anderen Gesellschaften unterscheiden: Es wird gearbeitet und gelernt, es werden Kinder großgezogen und Bedürftige versorgt, und auch in Zeiten großer Unsicherheit wird versucht, im Denken und Handeln möglichen Zukünftigen Rechnung zu tragen. Doch ordnet sich der Alltag räumlich und zeitlich neu, und zwar so, dass es möglich wird – oder zumindest subjektiv möglich erscheint –, bei vertrauten notwendigen Tätigkeiten der Gefahr der Gewalt aus dem Weg zu gehen. So strukturiert sich soziales und gesellschaftliches Leben gleichsam um die Gewalt herum, und die Herstellung von Sicherheit wird zum Fluchtpunkt der Alltagsorganisation.

So berichteten Bauern im angolanischen Hochland, die ich 2005 interviewte, wie sie in einer intensiven Phase des Bürgerkriegs lernten, ihre Felder nur noch im Morgengrauen zu bestellen, weil zu dieser Zeit Angriffe äußerst selten waren. Auch banale Tätigkeiten wie Kochen oder gemeinsames Essen wurden dem wahrgenommenen Rhythmus der Gewalt angepasst.<sup>19</sup> Während meiner Forschung in Kabul 2015 konnte ich beobachten, wie sich Alltagsroutinen in Reaktion auf Kriegsereignisse modifizierten, beispielsweise weil Menschen wussten, dass auf einen Anschlag oft weitere folgten und deshalb Orte und Situationen, denen ein erhöhtes Anschlagrisiko zugeschrieben wurde, für einige Zeit mieden.<sup>20</sup> Insgesamt macht die Forschung zum Alltag in bewaffneten Konflikten deutlich, dass sich in dieser krisenhaft erscheinenden Situation eine relativ stabile soziale Ordnung herausbilden kann. Entscheidend hierfür ist nicht allein die Machtüberlegenheit bewaffneter Gruppen, sondern vor allem die Anpassungsfähigkeit und Kreativität der Alltagsakteure, die sich auch unter schwierigen Bedingungen ihr Leben nicht aus der Hand nehmen lassen wollen.

Obwohl die Situation der Pandemie sich in vielerlei Hinsicht von der des Krieges unterscheidet, lassen sich, was die Effekte auf den Alltag betrifft, ähnliche Dynamiken beobachten. Auch angesichts der raschen Ausbreitung einer potenziell tödlichen Infektionskrankheit werden die Vermeidung von Gefahr und die Her-

18 Vgl. Koloma Beck 2012, S. 124-131.

19 Ebd., S. 125-128.

20 Vgl. Koloma Beck 2017.

stellung sicherer Räume zu Leitmotiven einer radikalen Reorganisation des Alltags. Das zentrale Stichwort, unter dem diese Anpassungsdynamiken diskutiert werden, lautet *Social Distancing*: Um die Gefahr des Virus zu meiden, müssen Wege gefunden werden, vertraute und notwendige Handlungsweisen unter Bedingungen körperlicher Distanz fortzuführen. Die Verlagerung von Schul- und Büro-tätigkeiten an den heimischen Küchentisch, der Umstieg von öffentlichen Verkehrsmitteln auf Rad- und Fußgängerverkehr oder die Einübung von Choreographien der Distanznahme in öffentlichen Räumen sind dafür nur die prominentesten Beispiele.

Dass angesichts einer tödlichen Gefahr die Fortsetzung vertrauter Tätigkeiten stabilisierend und beruhigend wirken kann, haben viele in den letzten Wochen am eigenen Leibe erfahren. Die Forschung zum Bürgerkrieg zeigt jedoch, dass diese flexible Stabilisierung von Alltagsstrukturen auch Probleme aufwirft, weil Anpassungen, die auf individueller Ebene Erfahrungen von (Selbst-)Sicherheit und Kontrolle erzeugen, nicht notwendig zur Verminderung objektiver Gefahren beitragen. Somit schützt die Dynamik der Anpassung vor dem Zusammenbruch gesellschaftlicher Ordnungsstrukturen und verschafft politischen Akteuren Zeit. Doch entwickelt sie bisweilen eine Eigendynamik, die der Herstellung von Sicherheit auf der Meso- und Makroebene zuwiderläuft und durch politische Interventionen nicht ohne Weiteres unterbrochen werden kann.

Die bereits erwähnten Bauern im Hochland von Angola beispielsweise waren in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre von der Regierung in die nächstgelegene Stadt zwangsumgesiedelt worden, um sie vor den sich intensivierenden militärischen Auseinandersetzungen zu schützen. Sie wurden in einem Camp für Binnenflüchtlinge untergebracht, in dem sie ihre Tage in Tatenlosigkeit verbringen sollten. Mit großem Stolz erzählten sie, wie Einzelne in dieser Zeit trotz scharfer Verbote heimlich zum Dorf zurückkehrten, um auf den Feldern zu arbeiten.<sup>21</sup> Bedeutung gewannen diese risikoreichen Aktionen jedoch nicht aufgrund ihres agrarischen Ertrags, sondern weil die Rückkehr zum eigenen Acker einen Moment der Selbstwirksamkeit darstellte und somit geeignet war, in einer als krisenhaft erlebten Situation die Identität des Selbst zu affirmieren.

In ähnlicher Weise können in der aktuellen Pandemie die Hamsterkäufe zu Beginn des Lockdowns als auf Stabilisierung zielende, letztlich jedoch dysfunktionale Alltagsroutinen gelesen werden. Was für die Bauern im Hochland von Angola das Bestellen der Felder war, ist für die Menschen in den urbanen Zentren moderner Konsumgesellschaften der Erwerb von Gegenständen des täglichen Bedarfs. Beide Praktiken spielen im jeweiligen Alltag notwendigerweise eine zentrale Rolle. In einer Krisensituation an ihnen festzuhalten wirkt deshalb stabilisierend – selbst wenn ihr praktischer Nutzen fragwürdig ist.

In dieser Perspektive lassen sich auch Ereignisse erklären, die dem zentralen Ziel der Anpassung, nämlich der Herstellung von Sicherheit, auf den ersten Blick radikal entgegengustehen scheinen. In der aktuellen Pandemie gehören dazu beispielsweise sogenannte Corona-Partys und andere organisierte Zusammenkünfte, die

21 Koloma Beck 2012, S. 127.

sich bereits mehrfach als *Superspreader Events* erwiesen haben. Auf den ersten Blick stehen solche Ereignisse im Widerspruch zur Logik der Anpassung, denn anstatt Sicherheit zu erzeugen produzieren sie zusätzliche Risiken. Der Blick auf die strukturähnliche Situation des Krieges jedoch zeigt, dass in existentiellen gesellschaftlichen Krisen Rituale der Sozialität einen zentralen Mechanismus darstellen, um mit emotionalen und affektiven Belastungen umzugehen. Gottesdienste und andere religiöse Zusammenkünfte, Feste und Partys stellen kollektive Formen der Angstbewältigung dar. Deshalb stehen sie nicht im Widerspruch zu den Notwendigkeiten der Anpassung, sondern sind integraler Bestandteil der Anpassungsdynamik.

Städte wie Kabul oder Beirut waren phasenweise für ihre florierende Partyszene bekannt. Unter den Veteranen der humanitären Intervention in Afghanistan zirkuliert eine Vielzahl urbaner Legenden über die List und Kreativität, mit der Angestellte internationaler Organisationen gemeinsame Vergnügungen trotz sicherheitsbedingter Mobilitätsbeschränkungen aufrechterhielten. In diesen Geschichten erscheint das Feiern als Ausdruck von Menschlichkeit und *Agency* und als eine sehr persönliche Antwort auf die Frage, was eigentlich ein gutes, ein wirklich lebenswertes Leben ausmacht. Pointiert fasste einer meiner Gesprächspartner diese Haltung mit den Worten zusammen: »Wenn ich schon sterben muss, dann doch lieber in Freiheit, in einem schönen Café bei Sonnenschein, als eingesperrt und verängstigt in einem *Compound*.«

Der alltagssoziologische Blick erinnert daran, dass disruptive Ereignisse nicht nur handlungspraktische Probleme, sondern auch affektive Belastungen mit sich bringen, die verarbeitet werden müssen, um Anpassung an die neue Situation zu erreichen. Aus dieser Sicht stellt die rasche Ausbreitung einer Infektionskrankheit Gesellschaften vor ganz andere Herausforderungen als gewaltsame Versuche, eine politische oder gesellschaftliche Ordnung umzuwälzen. Zur Eindämmung einer Pandemie müssen Kontaktketten unterbrochen, das heißt Interaktionen unter Anwesenden minimiert werden. In der Semantik der Pandemiebekämpfung wird Sozialität zum Gesundheitsrisiko. Aus soziologischer Sicht jedoch zählen Praktiken sozialen Miteinanders zu jenen Gewohnheitsstrukturen, die in Krisen besonders stabilisierend wirken. Auf sie zu verzichten ist deshalb weder individuell noch gesellschaftlich trivial.

#### 4. Transformation von Wissensstrukturen

Eine zweite wichtige Einsicht, die sich für die Analyse der pandemischen Gegenwart fruchtbar machen lässt, lautet, dass die den Alltag organisierenden leiblichen Gewohnheiten eine spezifische *Wissensstruktur* darstellen.<sup>22</sup> Anpassung beruht auf leiblichem Wissen, das sich in Wahrnehmungs- und Handlungsdispositionen ausdrückt, welche das Subjekt in der Gegenwart orientieren. Dieses Wissen entsteht nicht in Prozessen abstrakter Vermittlung, sondern wird durch die Dynamik

22 Vgl. beispielsweise Loenhoff 2012; Koloma Beck 2016.

der Erfahrung vorangetrieben. Gerade in der Situation der Pandemie scheint diese Perspektive relevant. Denn sie lenkt den Blick auf die Frage, welches Wissen über die Krisensituation in alltägliche Gewohnheiten eingelassen ist, in welchem Verhältnis dieses inkorporierte Wissen zu anderen Wissensbeständen steht und auf welche Weise es sich verändert oder verändern ließe.

Pragmatisten wie Phänomenologen betonen, dass gewohnheitsmäßig zu handeln nicht gleichbedeutend mit dem Abspulen körperlicher Routinen ist.<sup>23</sup> Gewohnheitsstrukturen sind auf einen bestimmten Typ von wahrgenommener Umweltsituation eingestellt, auf die in spezifischer Weise prä-reflexiv geantwortet werden kann. Diese Konzeption impliziert, dass Gewohnheiten niemals nur den Körper, sondern immer auch das Bewusstsein betreffen. Sie sind an Erwartungshorizonte geknüpft und an die Deutung von Situationen gebunden, die jedoch weitgehend in den Bereich des Vorbewussten verschoben sind.

So werden im Krieg Gefahrenanalysen und Risikoabwägungen zum Teil alltäglicher Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsstrukturen. Erwartungshorizonte und Deutungsmuster verändern sich, um der Möglichkeit der Konfrontation mit kriegerischer Gewalt Rechnung zu tragen. In die Alltagsstrukturen des Krieges ist also dichtes Wissen über die Gefahren und Dynamiken von Konflikt und Gewalt eingelassen, das prä-reflexiv handlungsorientierend wirkt.<sup>24</sup> Strukturell ähnliche Inkorporierungen sicherheitsrelevanten Wissens liegen beispielsweise der Selbstverständlichkeit zugrunde, mit der Großstadtbewohner\*innen durch die Gefahren des Straßenverkehrs navigieren. Auch hier sind die Wahrnehmungs-, Deutungs- und Entscheidungsprozesse so weit in den Bereich des Vorbewussten verschoben, dass die potenziell tödliche Gefahr, die etwa mit dem Überqueren einer vierspürigen Straße einhergeht, nicht mehr explizit ins Bewusstsein tritt.

Dies bedeutet jedoch keinesfalls, dass explizites Wissen unerheblich würde. Anpassungsdynamiken setzen ein, wenn Gewohnheitsstrukturen durch eine Information über veränderte Umweltbedingungen irritiert werden. Bisweilen stellt sich eine solche Irritation in der unmittelbaren Erfahrung ein. Bisweilen jedoch ist sie über Prozesse der Kommunikation vermittelt. Im Falle disruptiver Ereignisse oder Entwicklungen spielt in der Regel beides eine Rolle. Denn hier entstehen Krisenerfahrungen auf individueller Ebene, und gleichzeitig steigt der Handlungsdruck auf politische und gesellschaftliche Entscheidungsträger\*innen, der kommunikativ – insbesondere auch in öffentlicher Kommunikation – verarbeitet werden muss.

Während meiner Forschung in Kabul konnte ich dies besonders deutlich beobachten. Das Wissen über den Krieg drückte sich in der Selbstverständlichkeit aus, mit der Menschen Zeiten, Wege und Orte für Alltagsverrichtungen wählten, beispielsweise wenn sie nach einem Anschlag in der Stadt auf Nebenstraßen auswichen, um einem möglichen Folgeanschlag zu entgehen, oder automatisch den Schritt beschleunigten, wenn sie einen als unsicher geltenden Ort passieren mussten. Diese Mikroanpassungen waren zwar habitualisiert. Um sie in Gang zu setzen, spielten jedoch Kommunikation und explizites Wissen eine wichtige Rolle.

23 Siehe unter anderem Dewey 1938; Merleau-Ponty 1976.

24 Siehe etwa Koloma Beck 2017; Koloma Beck 2020.

Sicherheitsbezogene Situationsdeutungen im Alltag mobilisierten nicht nur allgemeines und aus persönlicher Erfahrung gewonnenes Wissen über gefährliche Orte, Zeiten oder Menschen, sondern auch Informationen über die aktuelle Konfliktlage, welches aus öffentlicher Kommunikation gewonnen wurde. Dass Supermärkte zu typischen Anschlagzielen zählten, fiel in der Planung der Alltagsorganisation beispielsweise schwerer ins Gewicht, wenn sich gerade erst ein Anschlag ereignet hatte. Darüber hinaus waren situationspezifische Risikoabwägungen auch Gegenstand des expliziten Gesprächs, etwa wenn eine Familie eine Zusammenkunft oder eine Organisation einen Workshop plante.

Ähnliches lässt sich ebenfalls in der gegenwärtigen Situation beobachten. Das Wissen um die Notwendigkeit physischer Distanznahme hat die zeitliche und räumliche Organisation des Alltags verändert – insbesondere in urbanen Zentren, wo aufgrund der hohen Bevölkerungsdichte Menschenansammlungen im öffentlichen Raum üblicherweise zum Alltag gehören. Physische Distanznahme zu anderen Menschen ist vielerorts bereits zu einem habitualisierten Element der Alltagschoreographie geworden. Überlegungen zu Ansteckungsrisiken und Gesundheitsschutz gehen in die Planung alltäglicher Verrichtungen ein. Und auch in der Pandemie werden sichere Räume, sichere Zeiten und sichere Mitmenschen zu Fluchtpunkten der Alltagsorganisation, eingebettet in ein Überblickswissen zur Gesamtsituation.

Allerdings gibt es einen gewichtigen Unterschied zwischen den Krisenszenarien Krieg und Pandemie: Die Gefahr der Gewalt ist im Moment der Konfrontation mit ihr unmittelbar erfahrbar. Ein guter Teil des im Alltag notwendigen Wissens kann aus der unmittelbaren oder medial vermittelten Anschauung gewonnen werden. Wie eine am Unterboden eines Fahrzeugs angebrachte Sprengladung aussieht und welche Gefahr von ihr ausgeht, leuchtet sofort ein, wenn man einmal Bilder einer entsprechenden Explosion gesehen hat.

In der Konstruktion des Wissens um die Gefahren der Gewalt spielen unmittelbare Anschauung und Erfahrung also eine wichtige Rolle. Das Virus jedoch ist unsichtbar. Die Gefahr, die von ihm ausgeht, wird nur vermittelt evident, wenn Menschen erkrankt sind. Das im Alltag notwendige Wissen über Risiken und Sicherheit ist also in sehr viel höherem Maße kommunikativ konstruiert. Angesichts dessen kommt öffentlicher Kommunikation in den Anpassungsdynamiken der Pandemie sehr viel größere Bedeutung zu. Der alltagssoziologische Blick macht darauf aufmerksam, dass es dabei jedoch nicht einfach um die Vermittlung von Fachinformationen über das Infektionsgeschehen an eine breite Öffentlichkeit geht, sondern um die Frage, wie solche Informationen handlungspraktisch wirksam werden. Weil sich Anpassung – wie beschrieben – um das Motiv der Vermeidung von Gefahr organisiert, ist dabei die kommunikative Konstruktion von Risiken zentral. Aus virologischen Darstellungen zur Infektionsdynamik destilliert die an Risikovermeidung interessierte Alltagsrationalität Informationen über (un)sichere Orte, (un)sichere Zeiten, (un)sichere Wege und (un)sichere Interaktionspartner\*innen. So wird die abstrakte Gefahr eines Mikroorganismus in Kate-

gorien übersetzt, die der Erfahrung zugänglich sind und an die Alltagshandeln anschließen kann.<sup>25</sup>

Insofern das Risiko der Pandemie kommunikativ konstruiert werden muss, ist die öffentliche Kommunikation über Infektionsmechanismen und Ansteckungsketten ein in hohem Maße politischer Prozess. Ähnlich wie in der Situation des Krieges kommt es zu einer Versicherheitlichung<sup>26</sup> alltäglicher Lebensvollzüge. Die Sicherheitskalküle des Alltags verändern die Wahrnehmung des unmittelbaren Lebensumfelds, indem sie bestimmte Orte, Menschen oder Situationen als besonders risikoreich markieren. So hat das Reden vom »Chinese Virus« und die Bebilderung der Berichterstattung zum Pandemiegeschehen mit ostasiatisch aussehenden Gesichtern dazu geführt, dass Menschen, deren Herkunft in Asien vermutet wird, als Unsicherheitsfaktor gelesen und in (prä-reflexiven) Choreographien der Distanznahme besonders bedacht werden. Ähnliches gilt für Menschen, von denen man meint, annehmen zu können, dass sie sich nicht an die vorgeschriebenen Hygienemaßnahmen halten. Mehr noch als sonst werden deshalb etwa Obdachlose oder Prostituierte nicht nur als Irritation oder Störung im öffentlichen Leben wahrgenommen, sondern als eine Gefahr, der man besser aus dem Weg geht. Zeitweilig betraf diese in hohem Maße versicherheitlichte Wahrnehmung auch Kinder, die als asymptomatische *Superspreader* galten.

Alltagsgewohnheiten als Wissensstrukturen zu verstehen, in denen sich implizite und explizierbare Anteile verschränken, sensibilisiert somit auch dafür, dass den Strukturen des Alltags Normativität eingeschrieben ist. Denn die Neuausrichtung von Gewohnheiten und Routinen im Horizont von Sicherheitskalkülen erzeugt oder verstärkt stigmatisierende Wahrnehmungs- und Handlungsdispositionen. Dahinter stehen jedoch nicht notwendigerweise Veränderungen in der Einstellung der handelnden Subjekte. Sie können sich ebenso in Prozessen der Übersetzung abstrakter Informationen über virologische Gefahren in alltagstaugliche Kategorien von Akteuren und Orten herausbilden, und zwar ohne dass dies überhaupt ins Bewusstsein tritt.

Diese alltagssoziologische Sensibilität für die implizite Normativität prä-reflexiver Vollzüge kann kritische Debatten über die Effekte der Pandemiebekämpfung ergänzen. Während diese bislang vor allem Dynamiken sozialer Ungleichheit und die Ausweitung staatlicher Kontrollbefugnisse in den Blick nehmen, lenkt der alltagssoziologische Blick die Aufmerksamkeit auf die schleichende Verschiebung habitualisierter Normen im Zuge erfolgreicher Anpassungsprozesse.

## 5. Anpassung an die Krise – Krisen der Anpassung

Ein letzter Aspekt betrifft die Grenzen der Anpassung. Zwar legen pragmatistische und phänomenologische Konzeptionen nahe, dass auch in Krisensituationen

25 Zum Problem der Spannung zwischen Alltagserfahrung und Alltagswissen einerseits und methodisch-systematisch gewonnenem wissenschaftlichen Wissen andererseits siehe Jung 2014.

26 Buzan et al. 1998.

mit der anpassenden Reproduktion von Alltagsstrukturen gerechnet werden kann und dass die Anpassung von Gewohnheiten die Kontinuierung prä-reflexiver Handlungsweisen ermöglicht. Doch hat dieser Prozess einen Preis. Neben kognitiven und materiellen Ressourcen beansprucht er, wie bereits in Abschnitt 3 erwähnt, insbesondere auch die Affektivität der Subjekte. Denn die erfolgreiche handlungspraktische Anpassung an eine existentielle Bedrohung bringt die Gefahr keineswegs zum Verschwinden. Mit der Gewalt des Krieges leben zu lernen heißt nicht nur, dieser Gefahr erfolgreich aus dem Weg zu gehen, sondern auch *auszuhalten*, einer solchen Gefahr überhaupt ausgesetzt zu sein.

Je länger der Krieg andauert, umso mehr verschiebt sich die Verarbeitung dieser Aspekte ins Vorbewusste, doch selbst reibungslos funktionierende Routinen der Gefahrenvermeidung halten die Risiken, insbesondere die Möglichkeit des eigenen Todes und des Verlusts nahestehender Personen, kognitiv präsent. In schöner Doppeldeutigkeit hat der Kulturanthropologe Mick Taussig Gesellschaften, die solchem Stress ausgeliefert sind, deshalb als *Nervous System* bezeichnet.<sup>27</sup> Der Ausdruck verweist nicht nur auf die Grundnervosität sozialen Lebens angesichts existentieller Bedrohungen. Weil er auch das Nervensystem als Organ bezeichnet, macht er gleichzeitig darauf aufmerksam, dass diese Nervosität den Menschen im Sinne des Wortes in die Leiber fährt.

Angesichts dessen verwundert es nicht, dass sich in Bürgerkriegssituationen neben der Herausbildung von Routinen der Gefahrenvermeidung oft auch die Etablierung von Routinen der Erfahrungsverarbeitung beobachten lässt.<sup>28</sup> Wie in Abschnitt 3 dargelegt, sind dabei Rituale kollektiven Handelns von zentraler Bedeutung. Sie verschaffen situativ Entlastung und stärken somit individuelle wie kollektive Resilienz – ohne freilich an der belastenden Grundkonstellation selbst etwas ändern zu können.

Dass die erfolgreiche Etablierung von Routinen der Gefahrenvermeidung nicht nur kognitive, sondern auch emotionale Ressourcen beansprucht, lässt sich ebenso in der aktuellen Situation beobachten. Das infektionsschutzbedingte Abstandsgebot erfordert eine Reorganisation der Interaktionschoreographien in öffentlichen Räumen, deren konkrete Regeln erst ausgehandelt werden müssen. Diese Destabilisierung der Interaktionsordnung führt zur affektiven Aufladung von Alltagsvollzügen.<sup>29</sup> Denn das Abstandsgebot verändert die Wahrnehmung der leiblichen Grenzen des Selbst. In Abwesenheit sozial konsolidierter Muster der Distanznahme führt dies zu einer Häufung von Erfahrungen der Grenzverletzung,<sup>30</sup> die nicht nur als unangenehm, sondern – und hier gründet die besondere Belastung – als potenziell lebensbedrohlich erlebt werden. In Choreographien der

27 Taussig 1992.

28 Siehe beispielsweise Koloma Beck 2008; Koloma Beck 2012, S. 131-134.

29 Hierzu ausführlich Romania 2020.

30 Insbesondere die interaktionistische Soziologie (die ideengeschichtlich an den Pragmatismus anknüpft) hat herausgearbeitet, dass Erfahrungen der Grenzverletzung immer emotionale Reaktionen hervorrufen (beispielsweise Goffman 1971; Lyman, Scott 1967).

Distanznahme – an der Supermarktkasse, im Bus oder am Arbeitsplatz – bleibt also die tödliche Gefahr präsent. Denn in der Praktik selbst ist das Wissen um das Risiko eigener Ansteckung und die Verantwortung für die Ansteckung anderer aufgehoben. Und ähnlich wie im Falle des Straßenverkehrs erzeugt der tägliche prä-reflexive Umgang mit einer tödlichen Gefahr Stress, der nicht direkt ins Bewusstsein tritt, sondern sich vermittelt und auf Umwegen manifestiert.

Die hochtechnisierten Gesellschaften des Westens sind, was die Verarbeitung dieser emotionalen Belastungen und moralischen Spannungen betrifft, vor besondere Herausforderungen gestellt. Denn im Paradigma der Moderne spielt die Idee der Kontrollierbarkeit des Lebens eine zentrale Rolle. Moderne Gesellschaften verfügen deshalb über hervorragende Infrastrukturen zur technischen und administrativen Bewältigung der Pandemie. Doch für die Konfrontation mit der Endlichkeit des eigenen Lebens sind sie weder symbolisch noch affektiv gut gerüstet. Gesundheitsvorsorge und Krankheitsbewältigung sind im Medizinsystem monopolisiert, und der Umgang mit den dort nicht bearbeitbaren Problemen gilt üblicherweise als gesellschaftlich vernachlässigbares individuelles Problem.<sup>31</sup> Doch das Pandemiegeschehen destabilisiert dieses Arrangement, weil es die Konfrontation mit dem Tod zu einer gesamtgesellschaftlichen Erfahrung werden lässt. So beobachtet der Philosoph Achille Mbembe mit Blick auf die gegenwärtige Situation, es sei »eine Sache, sich aus der Ferne um den Tod des Anderen zu sorgen. Eine andere ist es, sich plötzlich der eigenen Vergänglichkeit gewahr zu werden, in der Nachbarschaft des eigenen Todes leben zu müssen, ihn als reelle Möglichkeit zu erwägen.«<sup>32</sup>

Während Routinen der technischen und administrativen Bewältigung der Pandemie mit beeindruckender Geschwindigkeit angepasst und ausgeweitet werden konnten, muss sich erst noch zeigen, welche Verarbeitungsroutinen die emotionalen und affektiven Belastungen der Situation auffangen können. Kollektive Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsdispositionen, die es erlauben, sich neu ins Verhältnis zur eigenen Sterblichkeit und zum Tod nahestehender Menschen zu setzen, damit umzugehen, andere infiziert zu haben, von anderen infiziert worden zu sein oder Entscheidungen verantworten zu müssen, die die Ansteckung, Erkrankung und vielleicht sogar den Tod anderer Menschen zur Folge hatten, müssen sich erst noch herausbilden. Aus der Forschung zu (Nach-)Kriegskontexten ist bekannt, dass die Vernachlässigung dieser Dimension der Krisenbearbeitung Gesellschaften auf lange Zeit prägt. Angesichts dessen mag es beunruhigen, dass die zur Bekämpfung der Pandemie notwendigen Maßnahmen mit dem Kunst- und Kulturbetrieb ausgerechnet jenen Bereich besonders hart treffen, der in modernen Gesellschaften

31 von Ferber 1981.

32 Mbembe 2020; Übersetzung T.K.B. Im französischen Original heißt es: »Dans ces conditions, une chose est de se soucier de la mort d'autrui, au loin. Une autre est de prendre soudain conscience de sa propre putrescibilité, de devoir vivre dans le voisinage de sa propre mort, de la contempler en tant que réelle possibilité.«

für Prozesse gesellschaftlicher Selbstbefragung und die Herstellung von Momenten kollektiver Selbstvergewisserung zuständig ist.<sup>33</sup>

## 6. Ausblick: Existentielle gesellschaftliche Krisen und der Alltag im Reallabor

Ausgehend von der Beobachtung struktureller Parallelen zwischen dem Alltag im Bürgerkrieg und in der Pandemie habe ich in den vorangegangenen Abschnitten skizziert, wie sich Erkenntnisse aus der Forschung zum Alltag in bewaffneten Konflikten für das Verständnis der gegenwärtigen Situation nutzbar machen lassen. Doch welche allgemeinen Schlüsse über das Verhältnis von Krieg und Pandemie lassen sich aus dieser Betrachtung ziehen?

Die Analyse sollte deutlich gemacht haben, dass die rhetorische Gleichsetzung beider Phänomene, wie sie bisweilen im politischen Diskurs vollzogen wurde, in die Irre führt. Es handelt sich um zwei distinkte empirische Konstellationen, die jedoch ähnliche Effekte auf die Organisation des Alltags erzeugen. Das liegt daran, dass sowohl die Pandemie als auch der Krieg die unmittelbare Bedrohung des Lebens zu einer anhaltenden Erfahrung von gesamtgesellschaftlicher Tragweite werden lässt. Die Konfrontation mit einer unausweichlichen und wenig beherrschbaren existentiellen Gefahr ist hier kein individuelles oder nur für spezifisch vulnerable Gruppen relevantes Problem, sondern betrifft alle (wenn auch nicht alle gleichermaßen). Diese Konstellation führt zu Anpassungsdynamiken, die Gefahrenvermeidung und die Herstellung von Sicherheit ins Zentrum der (Re-)Organisation des Alltags rücken. Weil die Unsicherheitserfahrung in beiden Kontexten ähnlich strukturiert ist, kommt es zu ähnlichen Anpassungsreaktionen, obwohl sich die Gefahren selbst deutlich voneinander unterscheiden.

Anstatt Pandemie und Krieg gleichzusetzen, scheint es analytisch fruchtbarer, sie im Anschluss an Vaughans *Analogical Theorizing* als zwei Fälle eines übergeordneten Phänomenkomplexes zu rekonstruieren, der unter dem Stichwort *existentielle gesellschaftliche Krisen* gefasst werden kann. Charakteristisch für diese ist die anhaltende Konfrontation der Gesellschaft mit einer Gefahr, die *unmittelbar lebensbedrohlich* und gleichzeitig *unkontrollierbar* erscheint. Die vorangegangene Analyse hat deutlich gemacht, dass die Krisenhaftigkeit solcher Konstellationen sich nicht primär aus der existentiellen Bedrohung selbst ergibt – denn solche gibt es viele –, sondern vor allem aus der Erfahrung von deren Unkontrollierbarkeit. Existentielle gesellschaftliche Krisen führen die Unverfügbarkeit menschlichen Lebens wie auch sozialer Verhältnisse vor Augen, weshalb insbesondere moderne Gesellschaften empfindlich auf sie reagieren. Die Analyse hat auch gezeigt, dass für das In-Gang-Setzen der beschriebenen Anpassungsdynamiken die Erfahrung der Unmittelbarkeit der Bedrohung ausschlaggebend ist. Diese unterscheidet die Krisenszenarien Krieg und Pandemie etwa vom Problem des Klimawandels, dessen existentielle Bedrohung sich den meisten Menschen nur abstrakt vermittelt, weshalb flächendeckende Anpassungsreaktionen bislang ausbleiben.

33 Vgl. Baecker 2012.

Während die Rhetorik des Ausnahmezustands ein statisches Bild gesellschaftlicher Anomie evoziert, zeigt die vergleichende Analyse existentielle gesellschaftliche Krisen als Momente sozialen Wandels. In der Sprache der pragmatistischen Philosophie erzeugen existentielle gesellschaftliche Krisen Erfahrungsbrüche, auf die mit einer Veränderung gewohnter Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen reagiert werden muss. So bringt die Anpassung an die Situation nicht nur veränderte Praktiken, sondern auch neues Wissen über die Welt hervor, das geeignet ist, die Balance zwischen Subjekt und Umwelt wiederherzustellen.

Doch ereignet sich diese Wissensproduktion nicht am grünen Tisch, sondern handlungsgetrieben. Sie folgt einem durch Erfahrung angeleiteten experimentalistischen Kalkül,<sup>34</sup> das darauf zielt, die Unkontrollierbarkeit der existentiellen Bedrohung beherrschbar zu machen. Wolfgang Krohn und Johannes Weyer haben solche Konstellationen, in denen sich notwendige Prozesse der Wissensproduktion nur in der gesellschaftlichen Praxis organisieren lassen, als »Reallabore« beschrieben.<sup>35</sup> Während die Analyse der beiden Techniksoziologen vor allem das Verhältnis von Wissenschaft und Politik fokussiert, holt die hier entfaltete alltagssoziologische Perspektive experimentalistisches Handeln jenseits institutioneller Kontexte in den Blick.

So zeigt sich, dass die experimentalistische Kreativität der Alltagsakteure das Krisengeschehen ebenso einschneidend und nachhaltig prägt wie das experimentalistische Vorgehen organisierter beziehungsweise institutioneller Akteure. Das Reallabor der Pandemie wird also nicht nur durch politische Kämpfe und Forschung im Feldversuch strukturiert, sondern auch durch die Anpassungsbestrebungen »gewöhnlicher« Leute, die Kontrolle über ihr Leben behalten wollen. Den Wechselbeziehungen und Verschränkungen zwischen beiden Dynamiken – dem organisierten institutionellen Handeln in Wissenschaft und Politik einerseits und der Eigenlogik des Alltags andererseits – sollte in Zukunft besondere Aufmerksamkeit beigemessen werden.

## Literatur

- Agamben, Giorgio 2003. *Was von Auschwitz bleibt: Das Archiv und der Zeuge*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Améry, Jean 1977. *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Baecker, Dirk 2012. *Wozu Kultur?* Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Becker, Howard S. 2014. *What about Mozart? What about Murder? Reasoning from Cases*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Bergmann, Jörg; Dausendschön-Gay, Ulrich; Oberzaucher, Frank. Hrsg. 2014. »Der Fall«. *Studien zur epistemischen Praxis professionellen Handelns*. Bielefeld: transcript.
- Bogusz, Tanja 2018. *Experimentalismus und Soziologie. Von der Krisen- zur Erfahrungswissenschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Buzan, Barry; Waeber, Ole; de Wilde, Jaap H. 1998. *Security. A New Framework for Analysis*. Boulder et al.: Rienner.

34 Hierzu ausführlich Bogusz 2018.

35 Krohn, Weyer 1989.

- Das, Veena 2007. *Life and Words. Violence and the Descent into the Ordinary*. Berkeley, London: University of California Press.
- Dewey, John 1896. »The Concept of the Reflex Arc in Psychology«, in *Psychological Review* 3, S. 357-370.
- Dewey, John 1912. »Perception and Organic Action«, in *The Journal of Philosophy, Psychology and Scientific Methods* 9, 24, S. 645-668.
- Dewey, John 1938. *Logic. The Theory of Inquiry*. New York: Holt.
- Goffman, Erving 1971. *Relations in Public. Microstudies of the Public Order*. London: Allen Lane.
- Goffman, Erving 1974. *Frame Analysis. An Essay on the Organization of Experience*. Cambridge: Harvard University Press.
- James, William 1975 [1907]. *Pragmatism*. Cambridge: Harvard University Press.
- Jung, Matthias 2014. *Gewöhnliche Erfahrung*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Koloma Beck, Teresa 2008. »Manchmal unser einziger Halt ...«. Mission, Kirche und Religiosität im angolanischen Bürgerkrieg«, in *Interkulturelle Theorie* 34, 3, S. 274-281.
- Koloma Beck, Teresa 2012. *The Normality of Civil War. Armed Groups and Everyday Life in Angola*. Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Koloma Beck, Teresa 2016. »Krieg und Gewohnheit. Phänomenologische und pragmatistische Perspektiven auf verkörpertes Gedächtnis in Bürgerkriegen«, in *Der Körper als soziales Gedächtnis*, hrsg. v. Heinlein, Michael; Dimbath, Oliver; Schindler, Larissa; Wehling, Peter, S. 153-169. Wiesbaden: Springer VS.
- Koloma Beck, Teresa 2017. »Räume der Sicherheit – Räume der Gewalt. Topologien des Alltags in der afghanischen Hauptstadt Kabul«, in *ZeFKo – Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung* 6, 1, S. 6-36.
- Koloma Beck, Teresa 2020. »Nachdenklichkeit und leibliche Erfahrung. Überlegungen zum (auto-)ethnographischen Forschen in der Soziologie«, in *Nachdenklichkeit*, hrsg. v. Abbt, Christine; Schoeller, Donata; von Sass, Hartmut. Berlin: Diaphanes (im Erscheinen).
- Krohn, Wolfgang; Weyer, Johannes 1989. »Gesellschaft als Labor: Die Erzeugung sozialer Risiken durch experimentelle Forschung«, in *Soziale Welt* 40, 3, S. 349-373.
- Latour, Bruno 2002. *War of the Worlds. What about Peace?* Chicago: Prickly Paradigm Press.
- Law, John; Urry, John 2004. »Enacting the Social«, in *Economy and Society* 33, 3, S. 390-410.
- Levi, Primo 1986. *Die Untergegangenen und die Geretteten*. München et al.: Hanser.
- Loenhoff, Jens 2012. »Implizites Wissen zwischen sozialphänomenologischer und pragmatistischer Bestimmung«, in *Lebenswelt und Lebensform. Zum Verhältnis von Phänomenologie und Pragmatismus*, hrsg. v. Renn, Joachim; Sebald, Gerd; Weyand, Jan, S. 294-316. Weilerswist: Velbrück.
- Lubkemann, Stephen C. 2008. *Culture in Chaos. An Anthropology of the Social Condition in War*. Chicago, London: University of Chicago Press.
- Lyman, Stanford M.; Scott, Marvin B. 1967. »Territoriality. A Neglected Sociological Dimension«, in *Social Problems* 15, 2, S. 236-249.
- Maček, Ivana 2007. »Imitation of Life. Negotiating Normality in Sarajevo under Siege«, in *The New Bosnian Mosaic. Identities, Memories and Moral Claims in a Post-war Society*, hrsg. v. Bougarel, Xavier; Helms, Elissa; Duijzings, Ger, S. 39-57. Aldershot: Ashgate.
- Mbembe, Achille 2020. *Le droit universel à la respiration*. <https://aoc.media/opinion/2020/04/05/le-droit-universel-a-la-respiration/> (Zugriff vom 09.07.2020).
- Merleau-Ponty, Maurice 1976. *Phénoménologie de la perception*. Paris: Gallimard.
- Meyer-Resende, Michael 2020. *The Rule of Law Stress Test: EU Member States' Responses to COVID-19*. <https://verfassungsblog.de/the-rule-of-law-stress-test-eu-member-states-responses-to-covid-19/>. (Zugriff vom 31.07.2020).
- Nordstrom, Carolyn 1997. *A Different Kind of War Story*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Ragin, Charles C.; Becker, Howard Saul 1992. *What Is a Case? Exploring the Foundations of Social Inquiry*. Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Renn, Joachim; Sebald, Gerd; Weyand, Jan. Hrsg. 2012. *Lebenswelt und Lebensform. Zum Verhältnis von Phänomenologie und Pragmatismus*. Weilerswist: Velbrück.
- Romania, Vincenzo 2020. »Interactional Anomie? Imaging Social Distance after COVID-19. A Goffmanian Perspective«, in *Sociologica* 14, 1, S. 51-66.

- Schauer, Maggie; Elbert, Thomas; Neuner, Frank 2011. *Narrative Exposure Therapy. A Short-term Intervention for Traumatic Stress Disorders After War, Terror, or Torture*. 2nd revised and expanded edition. Cambridge, Göttingen: Hogrefe.
- Snow, David A.; Benford, Robert D. 1988. »Ideology, Frame Resonance, and Participant Mobilization«, in *From Structure to Action. Comparing Social Movement Research across Cultures*, hrsg. v. Klandermans, Bert; Kreisi, Hanspeter; Tarrow, Sidney G., S. 197-217. Greenwich, London: JAI.
- Spector, Malcom; Kitsuse, John I. 2001. *Constructing Social Problems*. New Brunswick: Transaction Publishers.
- Suderland, Maja 2009. *Ein Extremfall des Sozialen. Die Häftlingsgesellschaft in den national-sozialistischen Konzentrationslagern*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Sylvester, Christine. Hrsg. 2011. *Experiencing War*. London, New York: Routledge.
- Taussig, Michael T. 1992. *The Nervous System*. New York et al.: Routledge.
- Vaughan, Diane 2004. »Theorizing Disaster«, in *Ethnography* 5, 3, S. 315-347.
- Vaughan, Diane 2014. »Analogy, Cases, and Comparative Social Organization«, in *Theorizing in Social Science. The Context of Discovery*, hrsg. v. Swedberg, Richard, S. 61-84. Stanford: Stanford University Press.
- von Ferber, Christian 1981. »Zur Zivilisationstheorie von Norbert Elias – heute«, in *Lebenswelt und soziale Probleme: Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980*, hrsg. v. Matthes, Joachim, S. 355-368. Frankfurt a. M.: Campus.
- Wagenknecht, Susann; Pflüger, Jessica 2018. »Making Cases. On the Processuality of Casings in Social Research«, in *Zeitschrift für Soziologie* 47, 5, S. 289-305.
- Wolfer, Sascha; Kopenig, Alexander; Michaelis, Frank; Müller-Spitzer, Carolin 2020. »cOWIDplus Analyse: Wie sehr schränkt die Corona-Krise das Vokabular deutschsprachiger Online-Presse ein?«, in *OWIDplus*. [www1.ids-mannheim.de/fileadmin/aktuell/Corona-krise/mueller-spitzer\\_2.pdf](http://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/aktuell/Corona-krise/mueller-spitzer_2.pdf) (Zugriff vom 31.07.2020).

**Zusammenfassung:** Der Beitrag widmet sich der Organisation des Alltags in der COVID-19-Pandemie. Er verbindet empirisches Interesse mit einer Reflexion der Möglichkeiten der Forschung in einer emergenten Krise. Überlegungen zum *Analogical Theorizing* aufgreifend wird argumentiert, dass sich strukturelle Analogien zu gut erforschten Phänomenen analytisch fruchtbar machen lassen. Forschung zum Alltag im Bürgerkrieg wird als ein heuristisch produktives Vergleichsfeld vorgestellt und die vergleichende Analyse auf den Begriff der *existentiellen gesellschaftlichen Krise* eingeführt.

**Stichworte:** COVID-19, Krieg, Alltag, Wissensproduktion, Experimentalismus

### Everyday Life in an Experimental Setting: Pandemics and Armed Conflicts as Existential Social Crises

**Summary:** The article investigates the organisation of everyday life in the COVID-19 pandemic, combining empirical interest with considerations about the capacity of social inquiry in an emergent crisis. Building on ideas about *analogical theorizing*, it is argued that structural analogies to well-researched phenomena can be analytically productive. Research on everyday life in civil war is introduced as a heuristically fruitful field of comparison with cross-case comparison leading to a more generalised characterisation of *existential societal crises*.

**Keywords:** COVID-19, war, everyday life, knowledge production, experimentalism

#### Autorin

Teresa Koloma Beck  
Universität der Bundeswehr München  
Fakultät für Staats- und Sozialwissenschaften  
Werner-Heisenberg-Weg 39  
85577 Neubiberg  
Hamburger Institut für Sozialforschung  
Mittelweg 36  
20148 Hamburg  
Deutschland  
teresa.koloma@his-online.de